

~~Science~~
~~A~~

Sitzungsberichte

der

philosophisch-philologischen

und der

historischen Classe

der

k. b. Akademie der Wissenschaften

zu München.

Jahrgang 1896.

München

Verlag der K. Akademie

1897.

In Commission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth).

302640
8 34

Reise nach Ceylon

im Winter 1895/96.

Von **W. Geiger** in Erlangen.

(Vorgelegt am 6. Juni.)

Im Nachfolgenden erlaube ich mir Bericht zu erstatten über die von mir im Winter 1895/96 mit Unterstützung der Kgl. Bayer. Akademie der Wissenschaften unternommene Reise nach Ceylon. Zuvörderst aber spreche ich der Akademie und der Königlichen Staatsregierung wiederholt den ergebensten Dank aus für die gütige Gewährung der Mittel, welche mir die Verwirklichung eines lange gehegten Planes ermöglichten. Die Akademie hat damit ein Vertrauen in mich gesetzt, das ich, wie ich mir wohl bewusst bin, erst zu rechtfertigen habe. Ich hoffe, dass mir das gelingen wird, wenn ich nach Bearbeitung der in Ceylon gesammelten sprachlichen Materialien die Ergebnisse zu veröffentlichen in der Lage sein werde. Allein der Wert und die Bedeutung einer derartigen Reise liegt ja nicht nur in den Einzelresultaten, welche wir in der Form der wissenschaftlichen Abhandlung den Fachgenossen zu unmittelbarer Prüfung vorlegen. Ihre Bedeutung beruht ebenso sehr in dem persönlichen inneren Gewinn, welchen der Reisende selbst aus ihr ziehen muss durch die neuen Eindrücke und Anregungen, die er erhält, und durch die Beobachtungen und Erfahrungen, die er sammelt, in lebendiger Anschauung von Land und Volk, von Natur und Leben. Und auch in dieser Beziehung ist, so hoffe und so empfinde ich, meine Reise nach Ceylon für mich

von ausserordentlicher Wichtigkeit gewesen. Ich darf es wohl der Hohen Körperschaft gegenüber, welche mir die Möglichkeit zu ihrer Ausführung gewährte, und der ich selbst seit nunmehr fast acht Jahren anzugehören die Ehre habe, ohne Rückhalt aussprechen, dass sie für mich einen bedeutsamen Abschnitt bezeichnet in meinem Leben und, wie ich den Wunsch und die Hoffnung hege, auch in meiner Arbeit.

Ich werde nun in Kürze den äusseren Verlauf meiner Reise schildern und dann darauf eingehen, in wie weit es mir gelungen ist, das seinerzeit der Hohen Akademie vorgelegte wissenschaftliche Programm durchzuführen.

Am 12. November 1895 verliess ich Erlangen, und am 18. schiffte ich mich in Genua an Bord des deutschen Reichspostdampfers „Sachsen“ ein. Nach glücklicher Fahrt kamen wir am 6. December in Sicht der Südspitze des indischen Festlandes und erreichten am 7. morgens 2 Uhr den Hafen von Colombo. Des unruhigen und kostspieligen Lebens im Gasthause wurde ich glücklicherweise bald überhoben durch die freundliche Einladung eines bereits seit zwölf Jahren auf Ceylon lebenden deutschen Kaufmannes, Herrn Böhringer, sein Bungalow mit ihm zu teilen. Das Haus war in der Vorstadt Kolpetty gelegen in einer unmittelbar ans Meer grenzenden Kokospalmpflanzung. Hier nun, in einer Umgebung, wie sie charakteristischer nicht gedacht werden kann, begann ich meine Studien. Durch die Vermittelung des Principal am Royal College, Mr. Harward, gelang es mir, einen tüchtigen Kenner der singhalesischen Litteratur, den Mudaliyar Simon de Silva, als meinen Pandit zu gewinnen. Ueber unser gemeinsames Studium, über den Gewinn, welchen ich daraus zog, und über die Beobachtungen, welche ich dabei bezüglich der Methode der einheimischen Pandits machte, werde ich später zu berichten haben. Mein Aufenthalt in Colombo dauerte bis gegen Ende Januar, unterbrochen von Ausflügen in die nähere und fernere Umgebung. Ich besichtigte das Kälani-Kloster am rechten Ufer des gleichnamigen Flusses, bekannt durch seine Dagoba, die zweitälteste auf der Insel. Dieselbe ist der Legende nach an der Stelle erbaut, wo Buddha bei seiner dritten

Anwesenheit auf Ceylon den Nāga's unter König Maniakkhika seine Lehre verkündigte (Mahāvamsa I. 71 ff.). Ich machte ferner Bekanntschaft mit dem gelehrten Priester Dharmārāma in dem von ihm geleiteten Pansala Vidyālaṅkāra unweit der Kālani-Station. Er gilt unter den einheimischen Gelehrten selbst für den besten Kenner des Sanskrit in Ceylon und hat in der That einen glänzenden Beweis seiner Gelehrsamkeit und seines Scharfsinnes abgelegt, indem er die umfangreiche und kunstvolle Sanskritdichtung Jānakīharaṇa des Kumāradāsa auf grund einer erhaltenen singhalesischen Paraphrase rekonstruierte. Auch besuchte ich den high-priest von Waskaduwa Subhūti in seinem Vihāra, das südlich von Colombo bei Kalutara liegt. Mit Subhūti verband mich in der Folge eine Art Freundschaftsverhältnis, welches hoffentlich auch durch die räumliche Entfernung nicht aufgehoben werden wird. Eine sehr wertvolle Buddhafigur aus Bronze, mit der er mich beschenkte, als er, um Abschied zu nehmen, in mein Bungalow kam, ist mir eine der liebsten Erinnerungen an Ceylon. Nach meinem Urtheile ist Subhūti der bedeutendste unter den jetzt lebenden buddhistischen Priester-Gelehrten. Seine Stärke ist das Pāli. Ich bin geneigt, ihn selbst über den high-priest Sumangala zu stellen. Ist er demselben vielleicht auch noch nicht ebenbürtig an Umfang und Vielseitigkeit des Wissens — Subhūti ist der jüngere von den beiden —, so habe ich doch den Eindruck, dass er in der wissenschaftlichen Methode der Forschung ihn überragt. Sumangala ist in seinem ganzen Wesen weit mehr der „native“ geblieben; Subhūti nähert sich der europäischen Denk- und Arbeitsweise, eine Annäherung, welche auch äusserlich im Auftreten und Verhalten zu unverkennbarem Ausdrucke kommt.

Es versteht sich von selbst, dass ich auch Sumangalas persönliche Bekanntschaft machte. Ich traf nicht nur in seinem eigenen Pansala, dem Vidyōdaya-college in Colombo, mit ihm zusammen, sondern folgte auch einer Einladung zu einer Prüfung, welche Sumangala in einem ihm unterstellten Vihāra bei Dehiwala abzuhalten hatte. Ich verbrachte hier etliche sehr originelle Stunden als einziger Europäer inmitten der gelb-

rockigen Schar der Bhikkhus. Die Prüfung erstreckte sich bei den Zöglingen des höheren Kurses vornehmlich auf die Kenntnis der Pāligrammatik des Kaccāyana; von den „juniors“ wurde Verständnis des Dhammapada, einer buddhistischen Spruchversammlung, sowie des dazu gehörigen Commentars Dhammapadatthakathā gefordert. Die Examinanden hatten dabei den Pālītext in Singhalesisch zu übertragen und zwar nicht satzweise, sondern nach echt indischer Art Wort für Wort.

Mitte Januar unternahm ich einen mehrtägigen Ausflug nach Ratnapura. Die Stadt liegt in prächtiger, durch besonders reiche Vegetation ausgezeichneter Umgebung am Südhange des centralen Gebirgsstockes, unmittelbar unter dem Adams-Pick. Sie ist, wie auch ihr Name andeutet, vor allem wichtig durch die in ihrer Nachbarschaft befindlichen Edelsteingruben und durch ihre Edelsteinschleifereien. Gewonnen werden hauptsächlich Katzenaugen, die ja für Ceylon charakteristisch sind, Rubine und blaue, gelbe und wasserhelle Sapphire. Selbstverständlich wurden wir, als wir abends im Rasthause anlangten, von verschiedenen Händlern heimgesucht, welche uns ziemlich wertlose Steine für teures Geld aufzuschwätzen bemüht waren. Allein ich war durch den Verkehr mit den Verkäufern in Colombo immerhin schon genugsam gewitzigt, und mein Reisegefährte besass überdies einige Fachkenntnis, so dass die Händler ohne Erfolg wieder abzogen.

Was mich freilich zu einem Besuche von Ratnapura veranlasste, lag weit ab von den Zwecken, welche sonst den Reisenden nach der „Juwelenstadt“ führen. Ich hoffte hier mit den „out-casts“ der singhalesischen Gesellschaft, den Rodiya's, um ihren Sonderdialekt zu studieren, in persönliche Beziehung zu kommen. Meine Reise war in dieser Hinsicht freilich erfolglos; denn ich überzeugte mich selbst bei einem Besuche in einem Rodiya-Dorfe, dass die Leute in dieser Gegend ihren Dialekt bereits aufgegeben haben und das gewöhnliche Singhalesisch sprechen. Es gilt dies, wie ich dann von zuverlässiger Seite in Erfahrung brachte, von den Rodiyas des ganzen Bezirkes.

Es sei mir gestattet, hier einige Worte über die Rodiyas einzuschalten. Es sind dies, wie erwähnt, „out-casts“, welche in früherer Zeit eine Art Zigeunerleben in Ceylon führten, jetzt zumeist in kleinen abgelegenen Dörfern oder Weilern zusammenwohnen, besonders zahlreich in den Bezirken von Ratnapura, von Kadugannawa bei Kandy, und von Kurunägala. Der Singhalese hält sie für unrein und vermeidet im allgemeinen jede Berührung mit ihnen. Der nivellierende Einfluss der englischen Verwaltung, welche solche Kastenunterschiede im Princip natürlich nicht anerkennt, macht sich übrigens schon sehr bemerkbar. Es kann, wie sich versteht, nicht ohne praktische Rückwirkung auf das Leben sein, wenn z. B. vor dem europäischen Richter der verachtete Rodiya ebenso viel gilt, wie ein Singhalese hoher Kaste, und Sühne findet, wenn ihm Unrecht geschehen. Mein singhalesischer Diener, den ich bei meinen späteren Reisen im Innern bei mir hatte, begleitete mich denn auch bei Kurunägala ohne Bedenken in ein Rodiya-Dorf, während ein früherer Diener, den ich in der Folge entlassen musste, auf meine diesbezügliche Anfrage erklärte, er könne das nicht thun, ohne seinem Ansehen zu schaden!

Ueber den Ursprung der Rodiyas wissen wir nichts Sicheres. Vermuthlich stammen sie ursprünglich von Verbrechern ab, welche aus der Gesellschaft ausgestossen worden waren, und ihre Kaste vermehrte sich durch fortwährenden Zuzug von gleicher Art. Die eigenen Legenden der Rodiyas wissen freilich ihre Herkunft mit einem romantischen Schimmer zu umkleiden. Im Aeusseren unterscheiden sich nach dem Eindrücke, den ich gewann, die Rodiyas nicht wesentlich von den Singhalesen; sie sehen nur noch erheblich schmutziger und verwahrloster aus als selbst ein Singhalese geringster Kaste. Die Männer machen den Eindruck gesunder Kraft. Von der Schönheit, die ihren Frauen und Mädchen nachgerühmt wird, vermochte ich herzlich wenig wahrzunehmen.

Für die Rückreise nach Colombo benützte ich nicht wieder das sehr fragwürdige Beförderungsmittel der Postkutsche. Wir mieteten vielmehr ein grosses Boot und fuhren auf diesem die

Kalu-ganga hinab. Die Fahrt führt durch eine tropische Scenerie, wie sie üppiger und grossartiger in der That kaum gedacht werden kann. Ich rechne die Flussfahrt von Ratnapura nach Kalutara zu dem landschaftlich Schönsten und Fesselndsten, was ich auf meiner ganzen Reise in Ceylon gesehen habe. Wir brachen morgens um 4 Uhr, noch bei Dunkelheit und leicht nebeliger Luft, auf und gelangten abends um 7 Uhr nach Kalutara, wo der Fluss ins Meer mündet. Ich hatte dabei die Gelegenheit, die ausserordentliche Ausdauer und Zähigkeit der Eingeborenen zu bewundern. Die vier Kulis, die wir angeworben hatten, ruderten während der 15 Fahrstunden, auch in der heissesten Zeit des Tages, ohne ein merkbares Zeichen von Ermüdung, und sie unterbrachen ihre Arbeit nur ein paarmal auf wenige Minuten, wenn sie — abwechselnd natürlich — ihren Reis zu sich nahmen. Dabei waren sie immer heiter und guter Dinge, und stets mit wahren Vergnügen bereit, das Boot zu wenden, gegen die Strömung zu halten, ja auch bis an die Brust in den Fluss zu springen, wenn es galt, irgend eine Jagdbeute, die ich vom Schiffe aus erlegt hatte, aus dem Wasser zu holen.

Mit dem 25. Januar beginnt die zweite Periode meines Aufenthalts auf Ceylon: die Zeit meiner Wanderungen, freilich zugleich auch die Zeit, wo ich unter den schädlichen Einflüssen des Klimas zu leiden hatte, und meine Willenskraft zuweilen in hartem Kampfe lag mit körperlichen Beschwerden und Hindernissen. Ich hatte mir noch in Colombo eine Erkältung zugezogen, reiste aber nichts desto weniger am genannten Tage nach dem durch seine schweren Fieber berüchtigten Kurunägala ab. Der dortige Assistant Government Agent, Herr Constantine, hatte mir brieflich mit entgegenkommendster Bereitwilligkeit versprochen, für mich ein paar Rodiyas aus einem etwa 10 km von der Stadt entfernten Dorfe holen zu lassen. Eine so günstige Gelegenheit konnte und wollte ich mir nicht entgehen lassen.

Kurunägala liegt abseits von der nach Kandy ins Gebirge führenden Bahn und ist mit dieser seit einigen Jahren durch

eine Zweiglinie verbunden. Das ganze Vorland des Gebirges ist mit Reis angebaut, unterbrochen von Kokosnuss- und Areca-plantagen; es gehört zu den ungesundesten Teilen der Insel. Die Häuser der Stadt Kurunägala sind malerisch unter Bäumen wie in einem natürlichen Parke zerstreut; nur der Bazar bildet eine zusammenhängende aus lauter kleinen Verkaufsbuden bestehende Strasse. Unmittelbar über der Stadt im Osten erhebt sich ein isolierter mächtiger Fels von etwa 300 m Höhe, der mit kahlen von den Niederschlägen glatt gewaschenen Granitwänden nach der Ebene abstürzt; er führt den Namen „Elefant-rock“, weil seine Umrisse, von einer bestimmten Stelle betrachtet, allerdings lebhaft an die eines Elefanten erinnern, der mit gesenkter Stirn gegen einen im Wege stehenden Felsblock anzurennen im Begriffe ist. Mir kam sofort der *vaprakrīḍā-pariṇatagaja* Kālidāsa's in den Sinn (Megh. 2). Auf halber Bergeshöhe befindet sich ein buddhistisches Kloster. Die Zelle mit dem Buddhabilde ist in den Felsen hineingebaut; über einer Fusstapfe, welche Imitation der heiligen Fussspur des Buddha auf dem Adams-Pick ist, ist ein Tempelchen errichtet. Herrlich ist der Blick auf die reiche Ebene zu Füßen des Berges. Die Stadt verschwindet völlig unter Bäumen; aber silberhell blitzt aus dem Grünen der Spiegel des buchtenreichen künstlichen Sees im Nordwesten von Kurunägala.

Bei meiner Ankunft in Kurunägala fand ich die bestellten Rodiyas bereits vor. Es waren zwei ganz kluge und intelligente Leute, welche meine Zwecke sofort begriffen und mir dadurch die Arbeit wesentlich erleichterten. Die Hauptschwierigkeit war ohne Zweifel die, den mitunter allzu munter fließenden Strom der Rede einzudämmen. Ich hatte mir übrigens bereits eine bestimmte Technik des Fragens durch frühere Uebung herausgebildet, bei welcher ich meist auf präzise und kurze Antworten rechnen konnte. Als ich am Schluss den beiden Leuten das Versprechen gab, sie am anderen Tage in ihrem eigenen Dorfe aufsuchen zu wollen, waren sie ausser sich vor Vergnügen.

Die Ausführung meines Versprechens fiel mir nicht leicht, da ich an heftigen Gliederschmerzen und Herzkrämpfen litt;

aber ich hatte mir fest vorgenommen, das Leben und Treiben der Rodiyas in ihren eigenen Wohnstätten zu beaugenscheinigen, und ich wollte meinen Vorsatz unter allen Umständen durchführen. Herr Constantine begleitete mich auf meinem Ausfluge und ausser ihm ein Engländer, welcher die gebotene Gelegenheit zu photographischen Aufnahmen benützen wollte.

Schon unterwegs kam uns einer der beiden Männer, die am Tage zuvor bei mir gewesen waren, entgegen, um uns in sein Dorf zu geleiten. Dasselbe liegt abseits vom Wege, versteckt zwischen Buschwerk und Kokospalmen. Ein schmaler Fusspfad führt zu ihm hin. Selbstverständlich versammelte sich die ganze Bewohnerschaft des Dörfchens um uns mit einem Gemisch von Neugierde und Ehrfurcht, und als wir nach etwa zweistündigem Aufenthalt den Rückweg antraten, gaben uns die Männer das Geleite bis zu der Stelle, wo der Fusspfad in die Strasse einmündet.

Mein Plan war gewesen, von Kurunägala zunächst mit der Bahn durch das Gebirge und die wichtigen Theeproductionsgebiete von Dik-oya und Nanu-oya nach Bandarawela und von hier über Badulla nach Passara und Bibilé an die Grenzen des Gebietes der Vädä's vorzudringen. Ich hoffte hier einzelne Individuen dieses merkwürdigen Volksstammes zu Gesicht zu bekommen und Materialien zu einer näheren Erforschung ihrer Sprache sammeln zu können. Ich konnte mich nicht entschliessen, von meinem Plane abzustehen, sondern reiste trotz meines Uebelbefindens nach Bandarawela. Hier aber brach meine Kraft zusammen; ich blieb mehrere Tage liegen und musste schliesslich, nicht wenig verstimmt und widerwillig, nach Colombo zurückkehren.

Zwei Dinge vermochten mich einigermaßen über mein Missgeschick zu trösten. Meine Krankheit war zwar eine äusserst schmerzhaft Form der Malaria, so dass ich auf Wochen vollkommen an mein Bungalow gefesselt war. Aber das Fieber trat gegenüber den rheumatischen und gichtischen Erscheinungen mehr zurück, so dass ich wenigstens das häusliche Studium mit meinem Pandit wieder aufzunehmen vermochte. Ferner machte

ich später durch eigene Erfahrung die Beobachtung, dass einem eingehenden Studium der Vädäa-Sprache besondere Schwierigkeiten im Wege stehen. Dasselbe erheischt, wenn es wirklich erspriesslich sein soll, einen länger dauernden Aufenthalt im Vädäa-Gebiete selbst. Die Vädäas sind ausserordentlich scheu und furchtsam und vermöge ihrer ganzen Lebensweise absolut nicht an irgend eine Form von Denkarbeit gewöhnt. Ein länger andauerndes Ausfragen ermüdet sie in hohem Grade. Sind sie aber einmal müde, so hält es äusserst schwer, sie überhaupt noch zu einer Antwort zu bewegen. Freilich ist ein längerer Aufenthalt im Lande der Vädäas eine gar nicht unbedenkliche Sache, weniger, wie ich glaube, wegen mangelnder persönlicher Sicherheit als wegen der sehr ungünstigen klimatischen Verhältnisse.

Ich schalte hier ein, dass es mir am Schlusse meines Aufenthaltes auf Ceylon glückte, drei Vädäas nach Colombo zugeschickt zu erhalten. Dies ist um so bemerkenswerter, als meines Wissens bisher nur einmal — dem Prince of Wales zu Ehren — Vertreter jener interessanten Menschenklasse nach Colombo gebracht worden waren. Auch mir wäre dies nicht gelungen, hätte ich mich nicht der thatkräftigen und aufopfernden Unterstützung eines Beamten in Badulla, des Registrar of Lands D. S. Jayatilaka erfreut. Mit vieler Mühe vermochte derselbe durch seine persönlichen Verbindungen mit im Vädäa-Gebiete verkehrenden Persönlichkeiten drei Vädäas dazu zu bewegen, in Begleitung eines Führers, der ihnen bekannt war und ihnen seinen Schutz zusicherte, sowie eines zweiten Eingeborenen, der ein wenig von ihrer Sprache verstand, nach Colombo herabzukommen. Leider trafen sie hier, infolge eines Irrtumes in einem Telegramme, erst am Tage vor meiner Abreise ein. Immerhin vermochte ich einiges neue sprachliche Material zu sammeln; auch hatte ich Gelegenheit, die viel gerühmte Fertigkeit der Vädäas in der Handhabung ihrer Waffen, des Bogens und der Pfeile, mit eigenen Augen zu sehen und zu bewundern.

Meine Erholung schritt leider nur langsam vorwärts. Da aber keine Zeit mehr zu verlieren war, so beschloss ich, ob-

wohl ich noch nicht wieder hergestellt war und der Arzt nur ungerne seine Zustimmung gab, in der zweiten Hälfte des Februar die geplante Reise nach den Ruinen-Gebieten von Anuradhapura anzutreten. Durch regelmässigen Chinin-Genuss gelang es mir in der That, die Malaria derart zurückzudrängen, dass mein Gesundheitszustand sich während der Reise, trotz der damit verbundenen Strapazen, ganz erheblich besserte.

Reisen im Innern von Ceylon werden, wie ich hier ausdrücklich hervorhebe, dadurch sehr erleichtert, dass die englische Regierung von Anfang an für die Anlegung guter Verkehrswege im besonderen Masse Fürsorge getragen hat. Die Verwaltung von Ceylon kann in dieser, wie in mancher anderen Beziehung geradezu als mustergiltig bezeichnet werden. Ueberdies sind längs der Strassen in regelmässigen Abständen von etwa 15 engl. Meilen öffentliche Rast-Häuser erbaut. Hier findet der Reisende gegen mässige Vergütung ein Nachtquartier; auch pflegt der Eingeborene, welcher als Hausverwalter fungiert, sich Hühner zu halten, so dass er ein einfaches „breakfast“ oder „dinner“ herzustellen vermag, das der Reisende aus den mitgenommenen Vorräten an Conserven ergänzen kann. Ich kann sagen, dass ich in den zahlreichen Rasthäusern, in denen ich einkehrte, nur gute Erfahrungen gemacht habe. Einzelne derselben, wo grösserer Verkehr herrscht, wie z. B. an der Strasse nach Ratnapura, sind so gut geführt wie ein städtisches Hotel.

Unter den Hauptstrassen, welche das Urwaldgebiet im Norden und Osten der Insel durchschneiden, sind namentlich drei von Bedeutung: 1. die Strasse, welche in südnördlicher Richtung von Kandy nach Jaffna führt, 2. die bei Dambul davon abzweigende Strasse nach Trincomalee an der Ostküste von Ceylon und 3. die Strasse, welche von Badulla nach dem gleichfalls an der Ostküste gelegenen Batticaloa führt. Für mich kam die erste der genannten Strassen in Betracht, da dieselbe etwa 120 km nördlich vom Endpunkte der Eisenbahn, Matale, die Ruinenfelder von Anuradhapura kreuzt.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalt in Kandy, der alten Königsstadt im Innern von Ceylon, begab ich mich mit der

Bahn nach Matale. Hier mietete ich ein eigenes Gefährt, da die Reise mit der Postkutsche, die nach Jaffna geht, ein Abzweigen von der Hauptstrasse, wie ich es beabsichtigte, unmöglich gemacht haben würde. Von der ersten Station Dambul, wo ich nächtigte, stieg ich zu den Felsentempeln empor, die hart unter dem Gipfel eines isolierten Granitberges sich befinden, welcher dem „Elefant-rock“ von Kurunägala verglichen werden kann. In den Tempeln sind mehrere sehenswerte Buddhabilder, zumeist aus dem anstehenden Gestein herausgehauen, darunter die Colossalfigur eines liegenden Buddha von 15 m Länge. Von der Felsenterrasse vor dem Eingange der Tempel, hat man eine grossartige Fernsicht auf die Urwaldgebiete im Norden und Osten, aus denen isolierte Felsen, wie der von Sigiri, hervorragen. Ueber dem Tempeleingang ist am überhangenden Felsen eine kurze Inschrift des Stifters angebracht, und unweit davon eine umfangreiche vom Wiederhersteller des Vihāra, Niśsaṅka Malla (bei Ed. Müller, No. 3 und No. 143).

Andern Tages fuhr ich nach Kekerawa und besuchte von hier aus den Kalwāwa-tank, eines der grössten künstlichen Seebecken Ceylons, bemerkenswert auch deshalb, weil die englische Regierung neuerdings durch Wiederherstellung der eingestürzten Schleusenanlagen den tank wieder nutzbar gemacht hat. Der tank wurde angelegt im 5. Jahrhundert von König Dhatu-Sena. Ein Damm, etwa 10 km lang und durchschnittlich 20 m hoch, sperrt das ganze Thal ab und staut das Wasser zweier Flüsse auf. Der den See verlassende Canal speist eine grosse Anzahl kleinerer sogenannter „Dorftanks“, welche die Anlage von Reisculturen ermöglichen, die oasenartig in dem das ganze Land zwischen Dambul und Anuradhapura bedeckenden Dschungel zerstreut sind.

In Anuradhapura traf ich am 26. Februar ein und blieb bis zum 29., das sehr ausgedehnte Ruinenfeld zu besichtigen. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, eine Beschreibung der Ruinen zu geben; ich werde nur ein paar Punkte mehr allgemeiner Art hervorheben. Die Urteile über Anuradhapura lauten

ausserordentlich verschieden. Werden die Ruinen auf der einen Seite als eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges gepriesen und sogar den ägyptischen Bauwerken zur Seite gestellt, so kann man auf der anderen Seite zuweilen wohl den Ausspruch hören, sie verlohnten kaum die weite und immerhin ermüdende Fahrt. Es kommt hier, glaube ich, wesentlich auf die Zwecke an, welche der Besucher verfolgt. Wer von historisch-antiquarischen Gesichtspunkten ausgeht, wird gewiss mit Bewunderung diese Ueberreste verflossener Glanzzeiten Ceylons sehen. Die litterarisch bezeugte Geschichte der Insel, wie wir sie aus dem Mahāvamsa und Dipavamsa und den davon abgeleiteten Quellen kennen, findet hier in den Monumenten Bestätigung und Ergänzung. An die Bauwerke selber knüpft sich eine Reihe von interessanten Problemen: die Identification der einzelnen Bauten mit den im Mv. u. s. w. erwähnten Werken; die Frage der Reconstruction der Monumente und ihres ursprünglichen Zweckes; die Cardinalfrage nach dem Zusammenhange der Baukunst Ceylons mit der südindischen Architectur. Auch Erwägungen mehr allgemeiner Art drängen sich uns auf. Angesichts des grossen Areals, über das die Ruinen von Anuradhapura zerstreut sind, fragen wir uns unwillkürlich, ob hier je eine eigentliche geschlossene Stadt gelegen haben könne. Haben wir es nicht vielmehr mit einer Art heiligen Tempelbezirkes zu thun, der zugleich eine Anzahl dorftartiger Siedelungen mit ihren Culturen einschloss? Dabei wäre ja keineswegs ausgeschlossen, dass an den Plätzen, wo der Marktverkehr mit den umliegenden rein ländlichen Bezirken stattfand, wo die zuwandernden Pilger ihre Bedürfnisse einkauften und in Unterkunftshäusern nächtigen konnten, zusammenhängende Häuserreihen sich bildeten. Ein solcher Teil der Stadt mag auch befestigt und mit Wall und Thoren versehen gewesen sein. Für eine solche Auffassung der Sachlage bieten jedenfalls die modernen Städte auf Ceylon genügende Analogien. Ich denke nicht daran, damit eine irgendwie feststehende Meinung aussprechen zu wollen. Zu einer solchen kann ich naturgemäss erst nach eingehender Prüfung der historischen Quellenschriften und Vergleichung ihrer An-

gaben mit den an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen gelangen. Ich wollte hier nur einige der Probleme andeuten, welche dem die Ruinen von Anuradhapura durchwandernden Geschichtsforscher und Geschichtsfreunde sich darbieten.

Etwas anders liegt die Sache für den Reisenden, der Anuradhapura lediglich um der malerischen Wirkung seiner Monumente willen besichtigt. Die grossen Dagobas mit ihren ausserordentlich schönen Verhältnissen und ihren imposanten Dimensionen werden sicher ihren Eindruck nicht verfehlen. Auch wer für die Einzelheiten der Architektur Interesse besitzt, wird in dem überaus feinen Ornamentenschmuck namentlich der Säulen, Treppen, Terrassengesimse genug des Anziehenden finden. Aber er wird vergeblich und vielleicht nicht ohne Enttäuschung nach einem grösseren Gesamtbilde von monumentaler Wirkung suchen. Es muss auch zugegeben werden, dass manche von den Ruinen des malerischen Reizes überhaupt entbehren. Von dem berühmten Lōhapāsāda, dem „Erzpalaste“ des Königs Duṭṭhagāmaṇi, stehen beispielsweise auf einer etwa 70 m im Geviert betragenden Bodenfläche nur noch 1600 monolithische Granitpfeiler von etwa 4 m Höhe aufrecht. Die Pfeiler sind in regelmässigen Abständen reihenweise angeordnet; ursprünglich dienten sie, die Zwischenräume mit Ziegelwerk ausgefüllt, offenbar dazu, die unterste Terrasse des aus mehreren Stockwerken bestehenden Palastes zu tragen. Der Anblick dieses Waldes von Steinpfeilern ist natürlich höchst merkwürdig, aber keineswegs malerisch. Es ist überhaupt für die Ruinen Anuradhapuras — ich sehe hier von den Dagobas selbstverständlich ab — charakteristisch, dass von den Gebäuden nur die Fundamente erhalten sind, welche den Grundriss erkennen lassen, sowie isolierte Steinpfeiler, welche als Gerippe für das unterste Geschoss oder als Träger für die Bedachung dienten. Das Baumaterial bestand im übrigen aus Holz und weichen Ziegeln, wie sie auch zu den Dagobas verwendet wurden, und vermochte der zerstörenden Gewalt des Klimas und namentlich der überall üppig wuchernden Vegetation nicht zu widerstehen.

Zum Schlusse meiner Notizen über Anuradhapura füge ich

einige Bemerkungen bei über die interessantesten der dortigen Bauwerke, die Dagobas, im allgemeinen und gebe im besonderen eine kurze Beschreibung der schönsten unter ihnen, der aus dem 2. vorchristlichen Jahrhundert herrührenden Ruwan-wäli-Dagoba. Dieselbe mag als Typus der ganzen Klasse dienen, da die Dagobas meistens nach einem und demselben Plane erbaut sind.

Dagobas gibt es auf Ceylon in grosser Anzahl. Sie sind massiv aus Ziegeln, selten aus Hausteinen, erbaut, haben im allgemeinen kuppelförmige Gestalt und sind errichtet über irgend einer im Innern eingeschlossenen Buddha-Reliquie. Ihre Dimensionen sind überaus verschieden. Die grösste aller Dagobas auf der Insel ist die Abhayagiri-Dagoba in Anuradhapura. Sie hatte ursprünglich eine Höhe von mehr als 120 m, also fast genau so viel wie die Peterskirche in Rom. Auch in ihrem gegenwärtigen stark ruinösen Zustande misst sie noch 70 m. Die zu ihrem Bau verwendeten Ziegelsteine würden das Baumaterial für eine ganze Stadt ergeben.

Die Ruwan-wäli-Dagoba steht auf einer quadratischen Plattform, welche etwa $1\frac{1}{2}$ m hoch ist und 600 m Umfang hat. Die Plattform ist nach den Himmelsgegenden orientiert und hat in der Mitte jeder Seite einen Treppenaufgang. Der Hauptzugang ist von Osten. Die eigentliche Dagoba ruht zunächst auf drei concentrischen Stufen, welche, etwa $1\frac{1}{2}$ m breit und nahezu ebenso hoch, einen dreifachen Umgang um das Gebäude bilden. Treppen, die denen der Plattform entsprechen, führen zu ihnen empor; die Seiten der Stufen sind mit äusserst sorgfältig gearbeiteten Ornamentbändern geziert. Bei 15 m Höhe geht der untere cylindrische Teil der Dagoba in den oberen halbkugelförmigen über. Die Gesamthöhe, von der Plattform bis zum oberen Ende der Kuppel gemessen, beträgt etwa 55 m. Gekrönt war das ganze, nach Analogie anderer Dagobas, ursprünglich durch einen hohen, mehrfach tief eingezogenen Spitzkegel, welcher mittels einer quadratischen Basis auf der Kuppel aufruhte. Heutzutage bildet den Abschluss eine erst später auf-

gesetzte Metallspitze, welche durchaus nicht mit den imposanten Verhältnissen der Dagoba harmoniert.

Ein eigenartiges Gefühl beschlich mich, als ich am frühen Morgen des 29. Februar Anuradhapura auf der nach Trincomalee führenden Strasse verliess und die gewaltigen Massen der Abhayagiri-Dagoba hinter den Wipfeln der Bäume versinken sah. Wusste ich doch, dass wohl nie wieder mein Fuss diesen durch tausendjährige geschichtliche Erinnerungen geweihten Boden betreten würde.

Mein Ziel war Mihintale, die Stätte, wo der Legende zufolge zuerst in Ceylon die Buddhalehre von Mahinda gepredigt worden sein soll. Mihintale ist einer jener isolierten Berge, welche unmittelbar aus der Ebene zu beträchtlicher Höhe emporsteigen und für diesen Teil Ceylons so charakteristisch sind. Eine Flucht von Steintreppen — es sollen im ganzen 1800 sein — führt überschattet von den Aesten der zur Seite dieser merkwürdigen Strasse wachsenden Bäume und Büsche den Berg hinan, der natürlich zu allen Zeiten eine heilige Walfahrtsstätte war. Der Platz, wo der König Dēvānampiyatissa auf der Jagd mit Mahinda zusammentraf und von ihm in der neuen Lehre unterwiesen wurde, ist eine kleine von Felsblöcken umsäumte Fläche dicht unter dem Hauptgipfel des Berges. Auf dieser Fläche steht, von Kokospalmen umgeben, die Ambatthala-Dagoba, welche die Asche des Mahinda bergen soll; der Gipfel des Berges ist gekrönt von der Mahaseya-Dagoba. Hier eröffnet sich ein unvergleichlicher Rundblick, der auf mich einen unauslöschlichen Eindruck machte. Im Westen erblickt man die blitzenden Wasserflächen der tanks von Anuradhapura und aus den Baummassen mächtig hervortretend die Umrisse der vier grossen Dagobas. Gegen Süden erhebt sich der massige Katiwara-Berg, und links von ihm zeigen sich in blauer Ferne die kühn geformten Umrisse des geheimnisvollen Ritigalla. Nach Norden und Osten zu aber sieht das Auge, soweit es reicht, Dschungel und Urwald, nur hin und wieder unterbrochen von dem Silber Spiegel eines tank oder von dem lichterem Grün der Patnas, der Grasflächen inmitten der Wildnis.

Bei glühender Sonnenhitze — wies doch das Thermometer in Anuradhapura um die Mittagsstunden Tag für Tag 34—36° C. im Schatten auf — stieg ich den Berg hinab, an den eine solche Menge von Legenden und Traditionen sich knüpft. Abends erreichte ich bei Tirápāne wieder die von Matale nach Anuradhapura führende Hauptstrasse und am folgenden Tage Dambul. Nachdem ich noch auf der Theeplantage Happugahalānde der lebenswürdigen Gastfreundschaft eines schottischen Pflanzers Herrn Davidson und seiner jungen Gattin mich erfreut, traf ich am späten Abend des 2. März in Kandy und am 4. in Colombo ein. Hier währte mein Aufenthalt nur mehr kurze Zeit. Am 14. März schiffte ich mich an Bord des prächtigen Lloyd dampfers „Prinz Heinrich“ ein und landete nach sehr rascher und glücklicher Fahrt am letzten des gleichen Monats in Genua.

Ehe ich nunmehr im einzelnen darlege, inwieweit es mir gelungen ist, das seinerzeit der Akademie vorgelegte wissenschaftliche Programm durchzuführen, muss ich vor allem mit wärmstem Danke anerkennen, dass ich auf allen Seiten, bei officiellen wie privaten Persönlichkeiten, das denkbar lebenswürdigste Entgegenkommen und thatkräftigste Unterstützung gefunden habe. Ich glaube kaum, dass ich ohne derartige Mithilfe das in so verhältnismässig kurzer Zeit hätte erreichen können, was ich thatsächlich erreichte.

In erster Linie nenne ich den damaligen acting Governor, Sir E. Noël Walker, welcher von Anfang bis zum Schlusse meinen Bestrebungen wärmstes Interesse entgegenbrachte. Am 18. December erwies mir Seine Excellenz die Ehre, mich zum Dinner in das „Queens house“ zu laden; ich hatte bei Tisch den Platz an seiner Seite. Im besonderen war Herr Jevers, damals first Assistant Colonial Secretary jetzt Government Agent in Jaffna, übrigens selbst ein trefflicher Kenner des Singhalesischen, von ihm angewiesen worden, meine etwaigen Wünsche und Anliegen zu berücksichtigen. Herr Jevers hatte die Lebenswürdigkeit, mir sämtliche Publikationen des Governments,

welche sich auf sprachliche, historische und archäologische Dinge bezogen, als Geschenk zu übersenden, darunter eine annähernd vollständige Collection von Bell's Reports über seine im Auftrage der Regierung vorgenommenen Ausgrabungen, das Inschriftenwerk von Edw. Müller, das grosse und sehr wertvolle Werk des Architekten Smither über die Ruinen von Anuradhapura u. a. m. Auch beauftragte er einen gelehrten Eingeborenen, den Mudaliyar B. Gunasekara, first interpreter der Regierung, einen ausgezeichneten Kenner namentlich der altsinghalesischen Inschriften, mir, sobald ich es wünschte, in jeder Weise helfend zur Hand zu sein. Gleiches Entgegenkommen fand ich überall, wo ich, wie z. B. in Kurunägala, mit Beamten der britischen Regierung zu thun hatte.

Zu lebhaftem Danke bin ich auch dem kais. deutschen Consul, Herrn Ph. Freudenberg, verpflichtet, der mich, selbst eine der angesehensten und hervorragendsten Persönlichkeiten in der Colomboer Gesellschaft, zuerst in den Kreis derselben einführte und mir das Einleben in die fremden Verhältnisse durch Rat und Beistand wesentlich erleichterte.

Unter den einheimischen Gelehrten, die mir von Nutzen waren, habe ich zuerst den Mudaliyar A. Mendis Gunasekara zu erwähnen. Derselbe ist dem Kreise der Fachgenossen bereits wohl bekannt als Verfasser einer „Comprehensive Grammar of the Sinhalese Language“. Mir hat er sich als einen aussergewöhnlich eifrigen und energischen, allezeit dienstwilligen Mann erwiesen. Mit nie ermüdender Gefälligkeit unterstützte er mich in tausend zeitraubenden Kleinigkeiten, wie in der Beischaffung gedruckten Materials, das für meine Zwecke geeignet schien. Aber mehr als dies. Durch seine persönlichen Beziehungen setzte er es durch, dass kurz vor Weihnachten ein Rodiya-Mann aus der Gegend von Kandy zu mir nach Colombo gebracht wurde. Er war es auch, der die Anwesenheit eines Maldivianers in Colombo ausfindig machte und die Beziehungen mit ihm anknüpfte. Ebenso verdanke ich es ihm, dass es mir glückte, selbst Vāddas bei mir in Colombo zu sehen; denn er brachte mich in Beziehung zu Herrn Jayatilaka in Badulla und

leitete persönlich während meiner Abwesenheit in Anuradhapura die zeitraubenden Unterhandlungen. Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, dass es mir auch für die Zukunft von höchstem Wert ist, einen so kenntnisreichen und dienstgefälligen Mann in Colombo zu wissen, der in der Lage und bereit ist, etwaige Anfragen zu beantworten und Wünsche, die ich noch habe, zu erledigen. Nicht vergessen sei auch der junge Schwager des Mudaliyars, H. Valentine de Soysa, welcher mir, jederzeit in der gefälligsten Weise sich zu meiner Verfügung stellend, ausgezeichnete Dienste als Dolmetscher leistete. Auch bei der Niederschrift des Gehörten war er mir von grossem Nutzen; denn ich bekenne offen, dass es mir durchaus nicht leicht fiel, die unserem Organ fremden Laute immer correct zu erfassen, also in jedem Falle beispielsweise Dentale und Cerebrale genau zu unterscheiden. Als charakteristisch sei hier beigefügt, dass gebildete Eingeborene ihre dentalen *t* und *d* dem englischen harten und weichen *th* lautwertlich gleichstellen.

Das wissenschaftliche Programm, welches ich vor Antritt meiner Reise entworfen, zerfiel in einen allgemeinen und in einen speciellen Teil. Im allgemeinen hoffte ich mir durch den Besuch Ceylons jene Lebendigkeit und Unmittelbarkeit der Anschauung anzueignen, deren der Historiker bedarf, um die Erscheinungen des geschichtlichen Lebens richtig zu beurteilen. Inwieweit ich bemüht war, diesen Zweck zu erreichen durch meinen Verkehr mit den Landeseinwohnern, durch meine Reisen im Innern der Insel und namentlich durch meine Fahrt nach den Ruinengebieten des nördlichen Ceylon, darüber gibt der erste Teil meines Berichtes Aufschluss.

Im besonderen wünschte ich mir durch direkten Verkehr mit einheimischen Pandits eine gründlichere Kenntnis der singhalesischen Sprache und Litteratur anzueignen, als dies mit den in Europa zugänglichen Hilfsmitteln möglich ist. Es gelang mir, wie schon kurz erwähnt, den Mudaliyar Simon de Silva, Beamten am Public Instruction Office, gleich zu Anfang meines Aufenthaltes in Colombo für meine Zwecke zu gewinnen. Unverzüglich begannen wir das gemeinsame Studium, das wir —

unterbrochen nur durch meinen kurzen Ausflug nach Ratnapura — bis zu meiner Abreise nach Kurunägala fortsetzten und nach meiner Rückkehr aus Bandarawela wieder aufnahmen. Zur Lektüre wählten wir zunächst einen prosaischen Text, die singhalesische Paraphrase des Ummagga-Jātaka nach der von meinem Pandit besorgten Ausgabe, Colombo 1893. Um dabei mir die Differenz zwischen der litterarischen und der Verkehrssprache recht klar zu vergegenwärtigen, pflegte ich regelmässig Stücke des Ummagga-Jātaka unter der Controle meines Pandit in die letztere zu übertragen. Diese Uebungen, die ja freilich von höchst elementarem Charakter zu sein scheinen, erwiesen sich mir als äusserst instructiv. Sie förderten nicht nur meine praktische Kenntniss der Sprache wesentlich, sondern gaben mir auch Veranlassung zu mancher Beobachtung, zu welcher ich beim Sprechen des Singhalesischen im alltäglichen Verkehr allein schwerlich gelangt wäre. Ich nahm wahr, dass der Unterschied der geschriebenen und der gesprochenen Sprache denn doch nicht so gross ist, als man in der Regel anzunehmen geneigt ist und nach den Grammatiken auch annehmen muss. Es ist z. B. richtig, dass statt der alten Personalformen beim Verbum in der alltäglichen Sprache eine einzige Form für alle Personen beider Numeri eingetreten ist. Statt *karami*, *karahi*, *karayi*; *karamu*, *karahu*, *karat* sagt man nur *karanavā*. Wer Singhalesisch nicht als Muttersprache spricht, wird wohl auch kaum in die Lage kommen, eine andere Form als *karanavā* in Anwendung zu bringen. Die Grammatiken, welche das Singhalesische, wie es jetzt gesprochen wird, darstellen wollen, haben daher in gewissem Sinne recht, wenn sie nur jene eine Form aufführen. Und doch wäre irrig anzunehmen, dass die alten Personalformen vollkommen ausgestorben sind oder überhaupt nur einer künstlich geschaffenen Litteratursprache angehören. Nein, der gemeine Mann versteht sie nicht nur, er wendet sie auch thatsächlich an, aber freilich nur in ganz bestimmten Redensarten und Wendungen. Sprachgeschichtlich ist diese Thatsache keineswegs belanglos; denn sie trägt mit dazu bei, den rein arischen Charakter des

Singhalesischen, an dem ich mit Entschiedenheit fest halte, zu bestätigen.

Später gingen wir zur Lektüre einer Kunstdichtung, des Guttala-kāvya, über. Dieses Poem wurde im 15. Jahrhundert von dem Priester Wettewe verfasst; den Stoff entnahm der Dichter dem gleichnamigen Jātaka. Die singhalesische Poesie hat ganz ausserordentliche Freiheiten und entfernt sich oft weit von den Bahnen der normalen Sprache. Die Vocale der Endsilben können um des Reimes willen vielfach wechseln; es tritt metri causa Längung und Kürzung ein; sogar die Personen beim Verbum werden gelegentlich vertauscht. Vollkommen frei ist die Behandlung der Composita. Die Stellung der einzelnen Glieder derselben ist keineswegs immer an ihre grammatische Beziehung gebunden, wie im Sanskrit, sondern vielfach eine mehr willkürliche. Es kann sogar das Compositum — und dieser Fall ist häufig genug — durch ein dazwischen geschobenes Wort auseinander gerissen werden. Der Leser einer singhalesischen Stanza hat, wie bei einem Geduldspiele — der Vergleich ist in mehr als einer Beziehung zutreffend — die mehr oder minder willkürlich durcheinandergeworfenen Einzelwörter zusammenzusetzen, bis sich der entsprechende Sinn ergibt. Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, dass natürlich die Abstufung vom Leichten und Einfachen zum Schwierigen und Compli- cierten auch in der singhalesischen Kunstdichtung eine überaus mannigfaltige ist.

Die sprachlichen Freiheiten in der singhalesischen Poesie befremdeten mich, wie ich offen bekennen muss, anfangs in hohem Grade. Ich glaube, dass ich meinen Pandit zuweilen durch meine Einwände und kritischen Bedenken in stille Verzweiflung versetzte. Die stereotype Antwort pflegte dann zu sein: „that is allowed in poetry“. Ich hatte übrigens in solchen Fällen Gelegenheit, die ausserordentliche Vertrautheit meines Pandit mit der gesamten singhalesischen Litteratur und die Präsenz seines Gedächtnisses zu bewundern. Hierin liegt zweifellos die hauptsächliche Stärke der einheimischen Gelehrten. Sie beherrschen den Stoff in umfassendster Weise. Fast immer, wenn

ich über irgend eine Irregularität bedenklich wurde, war dem Mudaliyar eine Parallelstelle aus einer anderen Dichtung gegenwärtig. Er gab mir die nicht zu bestreitenden Thatsachen, denen ich mich fügen musste, aber er gab keine Erklärung. Das Wissen der Pandits hat eben doch nach unserer Auffassung etwas äusserliches und mechanisches. Die Tradition ist allmächtig. Man kennt die Commentare zu den einzelnen Kāvya's mit staunenswerter Genauigkeit, aber man ist nicht gewöhnt, nun auch an den Commentaren Kritik zu üben und nach der Berechtigung ihrer Erklärungen zu fragen. Dass an dieser oder jener Stelle eine sprachliche Unregelmässigkeit, etwas ungewöhnliches, eine besondere Schwierigkeit vorliege, schien meinem Pandit zuweilen erst durch meine zweifelnde Frage klar zu werden; ihm waren eben diese Abweichungen von der Norm geläufig geworden, so dass er sie nicht mehr wahrnahm, und er kannte seinen Commentar und hatte dessen Erklärung sich zu eigen gemacht.

Mir liegt nichts ferner, als damit die indische Gelehrsamkeit verkleinern zu wollen; ich hebe ausdrücklich hervor, dass an umfassender Beherrschung des Stoffes der einheimische Gelehrte dem europäischen ohne Zweifel weit überlegen ist. Ich räume auch ein, dass dem, was ich oben als die Regel angegeben habe, ohne Mühe Ausnahmen werden entgegengestellt werden können. Persönlich endlich denke ich mit dankbarem Vergnügen an das gemeinsame Studium mit meinem Pandit zurück. Aber im grossen und ganzen wird, so glaube ich, meine Characterisierung des Betriebes der Wissenschaft in Ceylon zutreffend sein. Die besten Erfolge werden eben dann erzielt werden, wenn, wie dies bei der Sanskritphilologie schon thatsächlich der Fall ist, indische und europäische Gelehrsamkeit einträchtig und sich gegenseitig ergänzend zusammenwirken.

Aus dem umfassenden Wissen meines Pandit zog ich übrigens auch insoferne Nutzen, als ich dadurch die Möglichkeit hatte, mich über die singhalesische Litteratur im allgemeinen zu orientieren. Ich habe auch eine nicht unbedeutende Collection einheimischer Textausgaben mitgebracht, welche mir auf

lange hinaus Stoff zur Arbeit liefert. Für den von Bühler in Wien herausgegebenen Grundriss der indo-arischen Philologie und Altertumskunde habe ich die Bearbeitung des auf das Singhalesische bezüglichen Abschnittes übernommen. Ich habe dabei auch einen Abriss der Litteratur zu geben beabsichtigt. Erst jetzt, nachdem ich selbst in Ceylon gewesen, mich über das Vorhandene orientiert und das einschlägige Material gesammelt habe, glaube ich diesen Teil meiner Aufgabe in einer einigermaßen befriedigenden Weise ausführen zu können. Mit den in Europa zugänglichen Hilfsmitteln allein wäre es wohl unmöglich gewesen.

In meinem Programm habe ich auch davon gesprochen, dass ich besonderes Interesse den dialektischen Abzweigungen des Singhalesischen entgegen brächte. Ich erwähnte dabei speciell die Sprache der Rodiya; äusserte mich jedoch mit aller Vorsicht, da ich ja nicht wissen konnte, ob und wie weit es möglich sein würde, in dieser Hinsicht neues in Erfahrung zu bringen. Ich freue mich nun mitteilen zu können, dass ich gerade auf dem sprachgeschichtlich so wichtigen Gebiete der Dialektkunde weit mehr erreichte, als ich selber je zu hoffen gewagt hatte. Ueber die Sprache der Rodiya hoffe ich eine im wesentlichen abschliessende Arbeit liefern zu können. Es ist mir aber auch geglückt, zum Dialekt der Maldiven neue und, wie ich glaube, nicht unwesentliche Materialien zusammenzutragen. Endlich bin ich auch, wie ich denke, in der Lage, durch eigene Beobachtungen und Aufzeichnungen in Verbindung mit aus zweiter Hand stammenden Materialien die Frage nach dem Charakter der Vädä-Sprache weiter fördern zu können. Ich muss dabei — in Bezug auf die letztgenannte Sprache — freilich hinzufügen, dass zunächst der Stoff von mir lediglich, und zwar unter ziemlich erschwerenden Umständen gesammelt wurde, dass er aber noch der Bearbeitung harret; ich vermag also noch keine bestimmten Angaben über den Umfang und die Art der Ergebnisse zu machen.

I. Mit den Rodiyas wurde ich zuerst im December vorigen Jahres bekannt. Ein Angehöriger dieser Kaste, namens Ridī-

williya aus Udu-gal-piṭiya im Distrikte Kadugannáwa bei Kandy, kam mit einem Geleitsmanne nach Colombo. Ich hatte ihn zwei Tage in meinem Bangalow und legte mir nach seinen Angaben ein reichliches Verzeichnis von Wörtern an; auch schrieb ich eine Reihe von Sätzen nieder, die ich mir natürlich vorher zurecht gelegt hatte, und aus denen ich die wichtigsten grammatischen Constructionen kennen zu lernen erwarten konnte. Die Arbeit war eine sehr schwierige und ermüdende. Ich bedurfte, da mein Singhalesisch denn doch nicht ganz ausreichend war, eines Dolmetschers. Mein Rodiya-Mann hatte eine nichts weniger als deutliche Aussprache schon deshalb, weil er ununterbrochen den unvermeidlichen Betel kaute; auch ging er, wie ich bald merkte, mehr darauf aus, die Eigentümlichkeiten des Rodiya-Dialektes zu verstecken und mir dem „mahatmayā“ gegenüber mit seiner Kenntniss des gewöhnlichen Singhalesisch zu prunken. Es ereignete sich mehrfach, dass er, wenn ich ihm irgend einen singhalesischen Ausdruck nannte, mir entgegenete, das heisse in seiner Sprache ebenso. Erst wenn ich weiter in ihn drang, gestand er, es gebe noch einen anderen Ausdruck, der aber niedrig sei; und nun erst brachte er das richtige Rodiya-Wort vor. Ich glaube, dass mein Gewährsmann einigermassen seiner Sprache sich schämte und wohl auch vieles daraus bereits vergessen hatte.

Unter diesen Umständen hatte ich den Wunsch, auch noch andere Individuen der Rodiya-Kaste und aus anderen Bezirken kennen zu lernen. Dieser Wunsch führte mich nach Ratnapura. Meine Reise war, wie erwähnt, erfolglos. Immerhin ersah ich aus dem Umstande, dass die Rodiyas von Ratnapura ihre Sondersprache bereits aufgegeben haben, wie dringend notwendig es ist, auch in Ceylon das vorhandene Material an Dialekten zu sammeln, ehe dieselben gänzlich aussterben. Als Curiosum und um zu beweisen, dass ich keineswegs aufs geratewohl nach Ratnapura reiste, erwähne ich folgendes Vorkommnis. Ehe ich meine Reise antrat, liess ich bezüglich meiner Pläne und Zwecke an einen angesehenen Eingeborenen schreiben, der in Ratnapura eine einflussreiche Stellung einnimmt und mir

voraussichtlich von Nutzen sein konnte. Ich erhielt die Nachricht zurück, ich solle nur kommen. Unmittelbar nach meiner Ankunft in Ratnapura fand der Mann sich im Rasthause ein, um mir mitzuteilen, dass ich in R. — leider nichts für meine Zwecke finden werde. Ich vermute, er hatte sich das Vergnügen, den „German Professor“ mit eigenen Augen zu sehen, nicht entgehen lassen wollen. Uebrigens bereue ich meine Reise keineswegs; denn sie gab mir die Gelegenheit, einen besonders schönen und charakteristischen Teil der Insel kennen zu lernen.

Es blieb mir nun nur noch übrig, mein Glück bei den Rodiyas von Kurunägala zu versuchen. Dass meine Fahrt dorthin von bestem Erfolge gekrönt war, dass ich dort auch das intimere Zusammenleben der out-casts in ihrem abgeschiedenen Weiler Hadiravalāni zu sehen Gelegenheit hatte, wurde schon berichtet. Die beiden Rodiya-Männer Pūla und Appuwa lieferten mir das Material, mit welchem ich die in Colombo angelegten Sammlungen controlieren und ergänzen konnte.

Was nun den Charakter der Rodiya-Sprache betrifft, so kann dieselbe als eigentlicher Dialekt überhaupt nicht bezeichnet werden. Listen von Rodiya-Wörtern sind ja bereits gelegentlich veröffentlicht worden; aber nirgends und von niemand wurde die grammatische Structur der Sprache berücksichtigt. Ich kannte, ehe ich selbst an die Sache heranging, keinen einzigen Satz in Rodiya, keine Notiz über Nominal- oder Verbalflexion. Und doch liegt gerade hier der Schlüssel zur Lösung des Problems. Meine Bemühung ging von Anfang an darauf hinaus, nicht das isolierte Wort zu fragen und zu hören, sondern die Wortform im Zusammenhange des Satzes. Da fand ich denn bald und nicht ohne Erstaunen heraus, dass in Bezug auf Satzbau und Grammatik zwischen dem Singhalesischen und dem Rodiya so gut wie gar kein Unterschied besteht. Der Unterschied liegt nur in den Wörtern, und man kann, lediglich durch Einsetzen der specifischen Rodiya-Ausdrücke, jeden singhalesischen Satz ohne weiteres in einen Rodiya-Satz umwandeln.

Damit ist nun die Charakterisierung der Rodiya-Sprache gegeben. Sie ist kein selbständiger Dialekt, sondern eine Art

„slang“, welche sich etwa mit unserer Gaunersprache vergleichen lässt. Die ziemlich zahlreichen Sätze, die ich mir aufgezeichnet habe, werden für diese Anschauung die ausreichenden Belege bringen.

Die den Rodiyas eigentümlichen Ausdrücke zerfallen in drei Hauptgruppen. Manche derselben haben altes Sprachgut bewahrt. So kommt z. B. das ganz geläufige Verbum *yapenavā* „sein, existieren“, dem sgh. *tibenavā* oder *tiyenavā* entsprechend, in alten Texten noch in der Form *yepenavā* vor. In Clough's Dictionary fehlt dieses Verbum allerdings, doch findet sich wenigstens das zugehörige Nomen *yapīma*, *yapena* angegeben. Andere Rodiya-Wörter decken sich formell mit singhalesischen Wörtern, haben aber eine specielle Ausprägung der Bedeutung erfahren. Im Singhalesischen bezeichnet *uhallā* einen grossen hochgewachsenen Mann, im Rodiya ist *uhella* der „Baum“. Endlich besitzt das Rodiya zahlreiche Neubildungen, die besonders durch Zusammensetzung entstehen. Sehr beliebt sind dabei die vieldeutigen Adjectiva *tēri* „gross, hoch, gut, schön“ und *hāpa* „klein, wenig, gering, schlecht“. So heisst z. B. „er ist blind“ *lāoṭa-hāpayi* d. h. er ist augenschlecht, und dem entsprechend „er ist taub“ *iravu-hāpayi*. Gold- und Silbermünzen werden als *tēri-galaṭu* „grosses Geld“ bezeichnet, Kupfermünzen als *hāpa-galaṭu* „kleines Geld“. Selbstverständlich gibt es im Rodiya auch eine Anzahl von Wörtern, welche vorerst noch der Erklärung harren.

II. Meine Aufgabe dem Maldivischen gegenüber war natürlich eine wesentlich andere als beim Rodiya. Eine Fahrt nach den Maldiven, zu der ich nicht übel Lust verspürte, erwies sich als absolut unausführbar. Allerdings geht in gewissen Intervallen ein kleines Dampfschiffchen nach der Insel Minikoi, um die Leute des dort befindlichen Leuchtturmes mit Vorräten zu versehen. Allein ich konnte nicht wissen, ob Minikoi für mich irgend welche Ausbeute versprach, da die Insel ganz isoliert von der eigentlichen Gruppe der Maldiven mitten in dem Kanal zwischen diesen und den Lakkadiven liegt. Den Verkehr mit den Maldiven selbst aber vermitteln nur Segelschiffe, so

dass eine Fahrt dorthin den grössten Teil meiner für die ganze Reise verfügbaren Zeit absorbiert haben würde. Endlich sind die Maldiven wegen ihres ausserordentlich ungünstigen Klimas berüchtigt, und ein Europäer, welcher etwa dort erkrankte, befände sich in einer sehr unangenehmen Lage.

Es war somit von einem glücklichen Zufalle abhängig, wenn es mir gelingen sollte, neues Material zur Kenntniss des Maldivischen beizuschaffen. Die Gesandtschaft, welche alljährlich nach Colombo kommt, um dem Governor den Tribut des Sultans der Maldiven zu überbringen, hatte kurze Zeit vor meiner Ankunft Ceylon wieder verlassen. Ich machte allerdings den „Moorman“ ausfindig, der dieser Gesandtschaft als Dolmetsch zu dienen pflegte; allein derselbe schien der Sache nicht zu trauen, oder er wollte — der „trickish moorman“ ist eine sprichwörtliche Persönlichkeit — einen möglichst grossen Nutzen herausschlagen: kurz er gebrauchte allerhand Ausflüchte, um sich der Aufgabe zu entziehen. Da bot sich mir im Januar eine äusserst günstige Gelegenheit, auf die ich freilich nicht hatte zählen können. Ich brachte nämlich in Erfahrung, dass zur Zeit ein Maldivianer von hervorragender Stellung, A. Ebrahim Didi Effendi, in Colombo sich aufhielt. Ich suchte ihn in dem Hause seines Gastfreundes auf, das sich nicht sehr weit von meinem eigenen Bangalow befand, und fand ihn bereit, auf meine Wünsche einzugehen.

Ebrahim Didi ist ein Grosskaufmann, der, wie es scheint, den Handel zwischen den maldivischen Inseln und Ceylon der Hauptsache nach in seiner Hand vereinigt. Er ist der Premierminister des Sultans der Maldiven und versieht zu gleicher Zeit die Function eines kaiserl. ottomanischen Consuls in Point-de-Galle. Er empfing mich mit grosser Zuvorkommenheit und nicht ohne eine gewisse Würde in der Veranda seines Hauses, und während dreier aufeinander folgender Vormittage hatte er die Gefälligkeit, mir auf meine Fragen bezüglich der maldivischen Sprache die gewünschte Auskunft zu erteilen. Einer seiner Leute, ein sehr lebhafter und meine Sache mit eifrigem Interesse verfolgender Mann, trat, wenn Ebrahim Didi ermüdet

schien, an seiner Stelle ein und erwies sich als sehr geschickten Interpreten. Da meine beiden Gewährsmänner gut englisch sprachen und auch das Singhalesische beherrschten, so kam ich, trotz der häufigen Unterbrechungen durch eintreffende Besuche, mit meinen Aufzeichnungen verhältnismässig rasch voran.

Wie beim Rodiya, so legte ich mir für das Maldivische nicht nur ein ziemlich umfangreiches Vocabular an, sondern wandte meine Aufmerksamkeit in besonderem Masse der Grammatik, Nominal- und Verbalflexion u. s. w. zu. Ebenso schrieb ich eine Anzahl von Sätzen nieder; maldivisch geschriebene Bücher aber, deren ich gerne eines erworben hätte, soll es nach Aussage meines Gewährsmannes überhaupt nicht geben. Ich vermute jedoch, dass dies nur von gedruckten Büchern gilt.

Abschliessendes kann natürlich über eine so entwickelte Sprache, wie das Maldivische ist, noch lange nicht erwartet werden, woferne nicht ein Europäer eigens zum Zwecke des Studiums der Sprache auf einer der Inseln selbst etliche Monate seinen Aufenthalt nehmen oder etwa handschriftliches Material gefunden werden sollte. Indessen hoffe ich doch durch meine Sammlungen unsere Kenntnis des Wortschatzes wie auch der Laut- und Flexionslehre des Maldivischen nicht ganz unwesentlich fördern zu können.

III. Ich komme schliesslich noch zur Sprache der Väd-das. Es gereicht mir zu besonderer Freude, dass es mir auch auf diesem Gebiete neue Materialien, wenn auch in weit beschränkterem Umfange als für die Rodiya-Sprache und das Maldivische, zu sammeln gelungen ist. Von den besonderen Schwierigkeiten, die dem Studium der Väd-da-Sprache im Wege stehen, habe ich schon gesprochen. Hier ist für einen entsprechend vorgeschulten Forscher, der sich entschliessen würde, ins Väd-da-Gebiet selbst sich zu begeben, noch eine äusserst lohnende und interessante Aufgabe zu lösen. Die Monate Januar und Februar würden für einen Aufenthalt im Väd-da-Distrikte die günstigsten sein; die Rasthäuser Bibile, Taldena oder am besten Bintenna könnten als Standquartier dienen. Nach meinen jetzigen Erfahrungen würde ich es für das geratenste halten,

unmittelbar vom Schiffe weg mit der vollen frischen Kraft, die man von der Seefahrt mitzubringen pflegt, ins Innere zu gehen und etwa Ende Februar nach Colombo zurückzukehren. Hat man einiges Geschick im Verkehr mit den Eingeborenen und halten Kraft und Gesundheit nach, so könnte man, wie ich glaube, in 7 bis 8 Wochen das wesentlichste erreichen.

Meine drei Vāddas hiessen Pēya, Milla-lāna und Kenda. Sie stammten aus dem Distrikte Bintenna. Einer derselben war ein sog. „Village Vādda“, also ein wenig civilisiert, und hatte auch einige Kenntniss des Singhalesischen; die beiden anderen galten als „wild Vāddas“. Von der Wildheit des einen hatte ich allerdings Gelegenheit mich selbst zu überzeugen. Sämtliche Vāddas waren klein von Wuchs, nur etwa 160 cm gross, von schwärzlich-brauner Hautfarbe, mit langen straff herabhängenden Haaren. Mit ihren schmalen Schultern und dünnen Armen und Beinen machten sie einen entschieden schwächlichen Eindruck; vor Furcht und Aufregung zitterten die armen Kerle am ganzen Leibe. Im Gebrauch ihrer Waffen entfalteten sie aber nicht nur grosse Geschicklichkeit, sondern auch bemerkenswerte Kraft. Bekleidet waren sie bloss mit einem Lendenschurz; als Waffen führten sie ihren Bogen und Pfeile mit sich, im Schurzbande das kleine aber wuchtige Beil. Als Geschenk ihres „headman“ überreichten sie mir Bogen und Pfeil, sowie das Fell eines gefleckten Hirsches. Den Eindruck von geistig und körperlich so ausserordentlich niedrig stehenden Wesen, wie sie wohl gelegentlich geschildert werden, haben die Vāddas auf mich nicht gemacht; doch habe ich keinerlei anthropologischen Messungen vorgenommen und bekenne mich als vollständigen Laien auf diesem Gebiete, auf welchem die Brüder Sarasin ihre Lorbeeren pflückten.

Für die Aufnahme des sprachlichen Materials hatte ich mich in der Weise vorbereitet, dass ich nach dem kürzlich erschienenen Büchlein A. J. W. Marambe's „the Vedda-Language“ mir ein Verzeichnis des schon bekannten Wortschatzes anlegte, um dasselbe dann durch die eigenen Fragen zu ergänzen und nach Stichproben auf seine Verlässigkeit hin zu controlieren.

Besonderes Gewicht legte ich ausserdem wieder auf die Aufzeichnung grammatischer Formen und ganzer Sätze.

Der Verkehr mit den Vāddas war kein ganz leichter. Sie kamen am 13. März abends in Colombo an. Da ich in der gleichen Nacht das Eintreffen meines Steamers erwartete, so ging ich, nachdem ich sie mit Reis bewirtet hatte, ungesäumt ans Werk. Ich fand sie aber durch die Reise und durch die Menge neuer Eindrücke so ermüdet, dass ich früher, als mir selber lieb war, mein Ausfragen einstellen musste. Ich liess sie in einem neben meinem Bangalow stehenden Schuppen mit ihrem Führer nächtigen und fand sie am Morgen weit frischer und munterer. Sie zeigten mir ihre Kunstfertigkeit im Bogenschiessen, und nachdem ich durch kleine Geschenke, Tabak und Handspiegelchen, ihr Herz gewonnen, begann ich von neuem mein linguistisches Verhör und setzte es so lange fort, bis die Ermüdung der Leute ein weiteres Fragen unmöglich machte. Inzwischen lag der Dampfer, der mich in die Heimat bringen sollte, bereits im Hafen. Meinen Vāddas war das Versprechen gegeben worden, dass sie nur eine Nacht in Colombo zuzubringen hätten. Sie verliessen mein Bangalow unmittelbar ehe ich an Bord des Schiffes mich begab.

Das Programm für die Bearbeitung der mitgebrachten Materialien, wie ich es mir für die nächsten Jahre zurecht gelegt habe, ist nunmehr das folgende. Zunächst beabsichtige ich in einer für weitere Kreise verständlichen Form die allgemeinen Eindrücke und Erlebnisse meiner Reise zu schildern. Dann werde ich an die Ausführung der rein wissenschaftlichen Thematata gehen:

1. Die Sprache der Rodiya auf Ceylon. Die Materialien über diesen Gegenstand sind am vollständigsten gesammelt und bedürfen nur mehr der letzten ordnenden Hand.

2. Etymologie der altsinghalesischen Sprache oder des Elu. Auch auf diesem Gebiete habe ich bereits reichhaltigen Stoff gesammelt. Mit Hilfe der von mir aus Ceylon mitgebrachten einheimischen Elu-Glossare hoffe ich ein Ver-

zeichnis des altsinghalesischen Sprachschatzes und eine etymologische Bearbeitung desselben geben zu können.

3. Singhalesische Sprache nebst einem Ueberblick über die singhalesische Litteratur für Bühler's Grundriss der indo-arischen Philologie und Altertumskunde. Der Beitrag wird einen Abriss der Flexionslehre bringen und so die Ergänzung bilden zu der „Etymologie“, welche in erster Linie der Lautlehre zu gute kommt.

4. Beiträge zur Kenntniss der Sprache der Maldiven. Sammlung von Wörtern und Sätzen nebst Beobachtungen über Laut- und Flexionslehre.

5. Beiträge zur Kenntniss der Sprache der Vāddas, Wörterverzeichnis und Sätze mit sprachlichen Erläuterungen.

Nach Veröffentlichung dieser Arbeiten hoffe ich, auf hinlänglich gesicherter breiterer Grundlage stehend, meine Kraft dem Studium der Geschichte und Cultur von Ceylon zuwenden zu können, welche so enge verknüpft ist mit der Geschichte der erhabensten Lehre, welche die Welt neben dem Christentume kennt, — des Buddhismus.
